

CLIVE CUSSLER  
Um Haaresbreite

Clive Cussler, geboren in Alhambra/Kalifornien, war Pilot bei der US Air Force, bevor er als Funk- und Fernsehautor bekannt wurde. Er nahm an einer Expedition teil, die in den Wüsten des amerikanischen Südwestens nach vergessenen Goldminen suchte, und beteiligte sich an einem Unternehmen, das an der englischen Küste nach versunkenen Schiffen forschte. Er lebt heute mit Frau und Kindern in Denver/Colorado.

*Außer dem vorliegenden Band sind von Clive Cussler bei Portobello erschienen:*

Cyclop. Roman (55312)

Eisberg. Roman (55384)

Operation Sahara. Roman (55497)

Tiefsee. Roman (55433)

Der Todesflug der Cargo 03. Roman (55335)

Inka-Gold. Roman (55490)

**CLIVE  
CUSSLER  
UM HAARESBREITE**

Roman

Deutsch  
von Helmut Kossodo

**PORTOBELLO**

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel  
»Night Probe«

*In Dankbarkeit Jerry Brown, Teresa Burkert, Charlie Davis, Derek und Susan Goodwin, Clyde Jones, Don Mercier, Valerie Pallai-Petty, Billy Shea und Ed Wardwell gewidmet, die mich nicht vom Wege abkommen ließen.*

*Umwelthinweis:*

Alle bedruckten Materialien dieses Taschenbuches sind chlorfrei und umweltschonend.

Portobello Taschenbücher erscheinen im  
Wilhelm Goldmann Verlag, München,  
einem Unternehmen der Verlagsgruppe Random House GmbH.

Einmalige Sonderausgabe März 2004  
Copyright © der Originalausgabe 1981  
by Clive Cussler Enterprises, Inc.  
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 1982  
by Hestia Verlag GmbH, Bayreuth  
Umschlaggestaltung: Design Team München  
Umschlagfoto: Photonica/Hirota  
Druck: GGP Media GmbH, Pößneck  
NG · Herstellung: sc  
Made in Germany  
ISBN 978-3-442-55360-0  
[www.portobello-verlag.de](http://www.portobello-verlag.de)

**Prolog**

---

**DER TAG DES TODES**



---

MAI 1914  
UPSTATE NEW YORK

Wetterleuchten kündete ein Gewitter an, als der »*Manhattan Limited*« mit Getöse auf dem hohen Bahndamm durch die Landschaft des Staates New York raste. Die schwarze Kohlenrauchfahne stieg wie ein Staubwedel aus dem Schornstein der Lokomotive auf und schien die Sterntupfen vom nächtlichen Himmel zu wischen. Der Lokomotivführer in der Kabine zog eine silberne Waltham-Uhr aus der Tasche seines Overalls, ließ den Deckel aufschnappen und blickte im Lichte der Glut im Feuerloch auf das Zifferblatt. Seine Sorge galt nicht dem heraufziehenden Unwetter, sondern dem unerbittlichen Vorrücken der Zeit, das ihn von seinem sonst stets pünktlich eingehaltenen Fahrplan abzubringen drohte.

Er lehnte sich aus der Seitenöffnung der Kabine und blickte auf die Gleisschwellen, die unter den acht riesigen Triebrädern der 2-8-0-Lokomotive des Consolidationstyps hinwegglitten. Wie ein Schiffskapitän mit langer Befehlserfahrung kannte er die Maschine, die er seit drei Jahren bediente, in- und auswendig. Er war stolz auf seine »Galoppierende Lena«, wie er die 118 000 Kilo Eisen und Stahl zärtlich nannte. 1911 in den Alco's Schenectady-Werken hergestellt, war sie mit einer glänzenden schwarzen Lackschicht überzogen, trug einen roten Streifen, und ihre Nummer 88 erstrahlte in handgemalten Goldlettern.

Er lauschte auf den raschen Rhythmus der stählernen Räder über den Schienenstößen, fühlte die Wucht der Lokomotive und der sieben Wagen, die ihr folgten.

Dann zog er das Drosselventil um eine Kerbe höher.

Richard Essex saß an einem Schreibtisch im Bibliotheksraum des privaten Pullmanwagens am Ende des Zuges. Da er zu müde zum Schlafen war und sich auf der Reise langweilte, schrieb er einen Brief an seine Frau, um sich die Zeit zu vertreiben.

Er beschrieb die prunkvolle Einrichtung des Wagens mit den feingeschnitzten Möbeln aus Walnußholz, die hübschen elektrischen Messinglampen, die mit Samt überzogenen Drehstühle. Er erwähnte sogar die schrägkantigen Spiegel und die Keramikfußböden in den Toiletten der vier großen Schlafabteile.

Hinter ihm, in einem Aussichtsabteil, saßen fünf Leibwächter der Armee in Zivil beim Kartenspiel. Der Rauch ihrer Zigarren stieg in einer blauen Wolke zur Decke auf; ihre Gewehre lagen auf den Sitzen herum. Gelegentlich beugte sich einer der Spieler über einen der Messingspucknäpfe auf dem Perserteppich. Wahrscheinlich hatte keiner von ihnen je einen solchen Luxus genossen. Diese Beförderung mußte die Regierung etwa fünfundsiebzig Dollar pro Tag gekostet haben, und das alles für den Transport eines Stück Papiers.

Essex seufzte und beendete seinen Brief. Dann schob er ihn in einen Umschlag, klebte ihn zu und steckte ihn in seine Brusttasche. Er fand immer noch keinen Schlaf, blickte durch die großen Fenster auf die nächtliche Landschaft, lauschte auf die heulenden Pfiffe der Lokomotive, wenn sie an einem Dorf vorbeikamen oder eine Überführung passierten. Schließlich erhob er sich, streckte die Glieder und ging in das elegant eingerichtete Speiseabteil, wo er sich an einen Mahagonitisch mit schneeweißer Tischdecke, Silberbestecken und Kristallgläsern setzte. Er blickte auf seine Uhr. Es war kurz vor zwei Uhr morgens.

»Haben Mister Essex einen Wunsch?« Ein schwarzer Kellner stand wie hingezaubert vor ihm.

Essex blickte lächelnd auf. »Ich weiß, daß es sehr spät ist, aber ich würde gerne noch eine Kleinigkeit essen.«

»Aber mit Vergnügen, Sir. Was darf es sein?«

»Etwas, das mir helfen könnte, die Augen zuzumachen.«

Der Kellner grinste breit. »Wie wäre es mit einer kleinen Flasche Pommard und einem Teller heißer Muschelbouillon?«

»Danke, das dürfte das richtige sein.«

Später, als Essex an seinem Wein nippte, fragte er sich, ob Harvey Shields auch keinen Schlaf fand.



Harvey Shields erlebte einen Alptraum.

Sein Verstand verweigerte jede andere Erklärung. Das Kreischen des Stahls und die Todes- und Schreckensschreie in der Finsternis waren zu höllisch, um Wirklichkeit zu sein. Er wandte alle Mühe auf, die fürchterliche Szene zu vergessen und sich wieder in den friedlichen Schlaf zurückzuziehen. Aber dann fühlte er einen durchdringenden Schmerz und wußte, daß es kein Traum war.

Irgendwo unter sich hörte er rauschendes Wasser, das wie durch einen Tunnel zu dringen schien, gefolgt von einem Windstoß, der ihm die Luft aus den Lungen drückte. Er versuchte, die Augen zu öffnen, aber die Lider waren wie zugeklebt. Er wußte nicht, daß sein Kopf und sein Gesicht von Blut verschmiert waren. Harvey Shields hatte sich instinktiv zusammengerollt, um sich vor Kälte und Metallsplintern zu schützen, und er war eingeklemmt. Ein beizender Geruch von Elektrizität drang ihm in die Nase, und da, die Schmerzen wurden immer stärker.

Er versuchte, Arme und Beine zu bewegen, aber sie verweigerten ihm den Dienst. Eine seltsame Stille umgab ihn, nur hier und da von dem leisen Geräusch plätschernden Wassers unterbrochen. Er machte einen weiteren Versuch, sich aus seiner Lage zu befreien, atmete tief und strengte jeden Muskel an.

Plötzlich bekam er einen Arm frei, ließ ihn hochschnellen, stöhnte auf, als ein scharfer Metallsplitter ihm in den Unterarm drang. Dieser Schmerz brachte ihn zu vollem Bewußtsein. Er wischte sich die klebrige Kruste von den Augen und warf einen ersten Blick auf das, was einmal seine Kabine an Bord des nach England fahrenden kanadischen Luxusdampfers gewesen war.

Die große Mahagonikommode war verschwunden, ebenso der Schreibtisch und der Nachttisch. Wo das Längs- und Querschott hätte sein sollen, klaffte ein großes Loch, durch dessen verbogene

Ränder man nur den nächtlichen Nebel und das schwarze Wasser des St.-Lawrence-Stroms sah. Es war ihm, als blickte er in bodenlose Leere. Dann gewöhnten sich seine Augen an das Dunkel, nahmen einen weißen Schimmer wahr, und er wußte, daß er nicht allein war.

Fast in Reichweite von ihm lag ein junges Mädchen aus der Kabine nebenan unter den Trümmern; nur der Kopf und eine bleiche Schulter ragten unter der eingestürzten Decke hervor. Ihr gelöstes langes Haar war goldblond. Ihr Kopf hing in einem grotesken Winkel, Blut lief von den Lippen und über das Gesicht und begann, das wallende Haar zu verfärben.

Shields erholte sich von seinem Schock; ein Gefühl von Übelkeit stieg in ihm auf. Bisher war ihm das Gespenst des Todes nicht erschienen, aber jetzt, beim Anblick dieses leblosen Mädchenkörpers, begann er, seine eigene schrumpfende Zukunft zu sehen. Dann kam ihm plötzlich ein Gedanke.

Verzweifelt blickte er sich in den Trümmern nach dem Handkoffer um, den er nie aus den Augen gelassen hatte. Er war fort, verschwunden, verloren. Der Schweiß brach ihm aus allen Poren, als er sich aus seinem Gefängnis freizukämpfen versuchte. Aber die Bemühungen waren fruchtlos; er hatte kein Gefühl unterhalb der Brust, und es wurde ihm klar, daß sein Rückgrat gebrochen war.

Der große Überseedampfer bekam immer mehr Schlagseite und versank im kalten Wasser, das für immer sein Grab sein sollte. Passagiere, einige in Abendkleidern, die meisten in Nachthemden, drängten sich auf den immer schrägeren Decks, bemühten sich, in die wenigen Rettungsboote zu klettern, die man heruntergelassen hatte, oder sprangen in das kalte Wasser, klammerten sich an alles, was schwamm. Es war nur noch eine Frage von Minuten, bis das Schiff, kaum zwei Meilen von der Küste entfernt, völlig in den Fluten versinken würde.

»Martha?«

Shields zuckte zusammen, drehte den Kopf der schwachen Stimme zu, die von außerhalb der zerstörten Trennwand zum inneren Korridor zu kommen schien. Er lauschte gespannt, und dann kam es wieder.

»Martha?«

»Hier«, rief Shields. »Bitte, helfen Sie mir.«

Keine Antwort. Aber er hörte, wie sich jemand durch den Trümmerhaufen bewegte. Bald darauf wurde ein Stück der eingefallenen Decke beiseite geschoben, und ein Gesicht mit grauem Bart blickte hindurch.

»Meine Martha, haben Sie meine Martha gesehen?«

Der Mann hatte einen Schock, und seine Worte klangen hohl und ohne Betonung. Seine Stirn war blutig und zerschrammt, und in seinen Augen stand Verzweiflung.

»Ein junges Mädchen mit blondem Haar?«

»Ja, ja, meine Tochter.«

Shields wies mit dem Arm auf die Leiche des Mädchens. »Es tut mir leid, aber sie lebt nicht mehr.«

Der bärtige Mann grub sich fieberhaft eine größere Öffnung und kroch hindurch. Er gelangte bis zu dem Mädchen, hob den blutigen Kopf an, strich das Haar zurück. Er war benommen und fassungslos. Eine Weile gab er keinen Ton von sich.

»Sie hat nicht gelitten«, versuchte Shields ihn zu trösten.

Der Fremde antwortete nicht.

»Es tut mir leid«, murmelte Shields. Er fühlte, wie sich das Schiff hart nach Steuerbord neigte. Das Wasser stieg rascher, und es blieb ihnen nur noch wenig Zeit. Er mußte den Vater von seinem Kummer abbringen und ihn irgendwie überreden, den Handkoffer zu retten.

»Wissen Sie, was passiert ist?« begann er.

»Kollision. Ich war an Deck. Ein Schiff kam plötzlich aus dem Nebel auf uns zu. Fuhr uns direkt mit dem Bug in die Seite.« Der Vater hielt inne, nahm ein Taschentuch aus der Jacke, wischte das Blut vom Gesicht des toten Mädchens. »Martha hat mich angebettelt, sie nach England mitzunehmen. Ihre Mutter war dagegen, aber ich habe nachgegeben. O mein Gott, wenn ich es nur geahnt hätte . . .« Seine Stimme brach ab.

»Sie können nichts mehr tun«, sagte Shields. »Sie müssen sich retten.«

Der Vater drehte sich langsam um, blickte ihn an, ohne ihn zu sehen. »Ich habe sie getötet«, flüsterte er heiser.

Shields kam nicht durch. Wut stieg in ihm auf und machte ihn noch verzweifelter.

»Hören Sie!« rief er. »Irgendwo in den Trümmern ist ein Handkoffer mit einem Dokument, das unbedingt zum Foreign

Office in London gelangen muß!« Er schrie jetzt. »Bitte, suchen Sie ihn!« Das Wasser quirlte in kleinen Strudeln, nur noch ein paar Meter entfernt von ihnen. Ölflecken und Kohlenstaub bildeten sich auf der Wasseroberfläche, während die Schreie Tausender Sterbender die Stille der Nacht zerrissen.

»Bitte, hören Sie mir zu, bevor es zu spät ist«, flehte Shields. »Ihre Tochter ist tot.« Er schlug mit geballter Faust auf die Stahlkante, kümmerte sich nicht um den Schmerz, als seine Haut in Fetzen aufsprang. »Gehen Sie, solange noch Zeit ist. Finden Sie meinen Handkoffer und nehmen Sie ihn mit. Geben Sie ihn dem Kapitän; er weiß, was er zu tun hat.«

Der Mann öffnete zitternd den Mund. »Ich kann Martha nicht allein lassen . . . sie fürchtet sich im Dunkel . . .« Er murmelte es wie ein Gebet.

Das war das Ende. Es gab keine Möglichkeit mehr, den von Kummer überwältigten Vater zum Gehen zu bewegen, denn er hörte nichts mehr, beugte sich über seine Tochter und küßte sie auf die Stirn. Dann brach er schluchzend zusammen.

Seltsamerweise wichen nun alle Wut und Verzweiflung von Shields. Jetzt, da er sich mit dem Tod und seinem Versagen abfand, hatten Angst und Schrecken ihren Sinn verloren. In der kurzen Lebensspanne, die ihm noch blieb, erhob er sich über die Grenzen der Wirklichkeit hinaus und sah die Dinge mit außergewöhnlicher Klarheit.

Eine dumpfe Explosion ertönte aus dem tiefen Inneren des Ozeanriesen, als die Dampfkessel zerbarsten. Der Rumpf neigte sich immer weiter zur Steuerbordseite, und dann glitt das Schiff, mit dem Heck voran, in die Fluten des Flußbettes. Zwischen dem Augenblick des Zusammenstoßes und dem Versinken vor den Augen der im eisigen Wasser um ihr Leben kämpfenden Menschen waren weniger als fünfzehn Minuten vergangen.

Es war zwei Uhr zehn.

Shields machte keinen Versuch, sich gegen das Unvermeidliche zu wehren, den Atem anzuhalten, um das Ende noch für ein paar Sekunden hinauszuschieben. Er öffnete den Mund, schluckte das faulig schmeckende Wasser, würgte, als es ihm die Kehle hinunterlief. So sank er in das luftlose Grab. Das Ersticken und Leiden ging rasch vorüber, und sein Bewußtsein verlosch. Und dann war nichts mehr.

---

Eine wahre Höllennacht, sagte sich Sam Harding, der Bahnhofsvorsteher der *New York & Quebec Northern Railroad*, als er auf dem Bahnsteig stand und die zu beiden Seiten der Gleise stehenden Pappeln betrachtete, die sich unter dem Anprall der heftigen Windstöße fast in die Waagerechte bogen.

Es war das Ende der Hitzewelle, die die Staaten von New England heimgesucht hatte. Der heißeste Mai seit 1880, wie die Wochenzeitung von Wacketshire in roten Schlagzeilen verkündete. Blitze zuckten durch den schwarzen Nachthimmel, und die Temperatur war innerhalb einer Stunde um achtzehn Grad gesunken. Harding stellte erstaunt fest, daß er fröstelte, als der Wind sein verschwitztes Baumwollhemd peitschte.

Unten auf dem Fluß sah er die Lichter einer Reihe von Schleppkähnen, die ihren Weg stromabwärts tuckerten. Er sah die Lichter nacheinander verschwinden und dann wieder auftauchen, während sie an den Pfeilern der breiten Brücke vorbeifuhren.

Hardings Bahnhof lag außerhalb der Stadt, die in Wirklichkeit ein Dorf war, und zwar dort, wo die Schienenstränge in einem Kreuz voneinander abzweigten. Die Hauptstrecke lief in nördlicher Richtung auf Albany zu, während die Abzweigung nach Osten führte, den Hudson auf der Deauville-Brücke überquerte, bis nach Columbiaville, um dann in Richtung Süden nach New York City abzubiegen.

Noch war kein einziger Tropfen gefallen, doch die Luft roch nach Regen. Er ging zum Autoschuppen, band eine Anzahl Schnüre unter dem Dach los, rollte die Kunstledervorhänge herunter, befestigte sie unten an den Bodenhaken und kehrte zum Bahnhof zurück.

Hiram Meechum, der Nachttelegrafist der Western Union, saß über ein Schachbrett gebeugt und gab sich seiner Lieblingsbe-

schäftigung hin, gegen einen Kollegen über den Draht zu spielen. Die Fensterscheiben klapperten unter den Windstößen, schlugen im Takt zum Stakkato des Telegrafenschlüssels auf dem Tisch vor Meechum. Harding griff nach der Kaffeekanne auf dem Benzinkocher und goß sich eine Tasse ein.

»Wer gewinnt?«

Meechum blickte auf. »Ich spiele gegen Standish in German-town. Ein verdammt zäher Bursche.« Der Schlüssel tanzte, und Meechum bewegte eine seiner Schachfiguren. »Die Dame bedroht mein Pferd«, brummte er. »Es sieht nicht gerade ermutigend aus.«

Harding zog eine Uhr aus der Westentasche, blickte auf das Zifferblatt, runzelte nachdenklich die Stirn. »Der *Manhattan Limited* hat sich noch nie so verspätet.«

»Wahrscheinlich hat ihn der Sturm aufgehalten«, sagte Meechum. Er klopfte seinen nächsten Zug über den Draht, legte die Füße auf den Tisch, lehnte sich mit dem Stuhl zurück und wippte, während er die Antwort seines Gegners erwartete.

Das ganze Bahnhofsgebäude erzitterte, als ein Blitz durch den Nebel zuckte und in einen Baum auf einer Wiese in der Nähe einschlug. Harding nippte von seinem dampfenden Kaffee, warf einen leicht besorgten Blick zur Decke und fragte sich, ob der Blitzableiter auf dem Dach in gutem Zustand war. Das laute Schrillen der Telefonklingel über seinem Rollpult schreckte ihn aus seinen Gedanken auf.

»Bestimmt eine Meldung über den *Limited*«, sagte Meechum gleichgültig.

Harding bog den verstellbaren Hebel mit der Sprechmuschel nach oben in Standhöhe und drückte den kleinen runden Hörer an sein Ohr. »Wacketshire«, antwortete er.

Durch die knisternden, vom Sturm hervorgerufenen Nebengeräusche auf der Linie war die Stimme des Beamten in Albany kaum hörbar. »Die Brücke . . . können Sie die Brücke sehen?«

Harding wandte sich dem Ostfenster zu. Sein Blick reichte nicht weiter als bis zum Ende des Bahnsteigs in der Dunkelheit. »Kann nichts sehen. Muß auf den nächsten Blitz warten.«

»Steht sie noch?«

»Warum sollte sie nicht mehr stehen?« erwiderte Harding ge-reizt.

»Eben hat der Kapitän eines Schlepddampfers aus Catskill angerufen und uns die Hölle heißgemacht«, knisterte die Stimme zurück. »Er behauptet, ein Brückenträger sei eingestürzt und habe einen seiner Kähne beschädigt. Wir sind hier alle in großer Panik. Der Bahnhofsvorstand in Columbiaville meldet, daß der *Limited* schon lange überfällig ist.«

»Sagen Sie ihnen, sie können ganz beruhigt sein. Der Zug ist noch nicht in Wacketshire gewesen.«

»Sind Sie sicher?«

Harding schüttelte den Kopf über diese blöde Frage. »Verdammt noch mal! Glauben Sie vielleicht, ich wüßte nicht, ob ein Zug durch meinen Bahnhof kommt?«

»Dann haben wir ja Gott sei Dank noch gerade Zeit.« Die Erleichterung in der Stimme war trotz der starken Nebengeräusche vernehmbar. »Der *Limited* hat neunzig Passagiere an Bord, abgesehen vom Zugpersonal und einem Sonderwagen der Regierung, mit dem irgendein hoher Beamter nach Washington fährt. Stoppen Sie den Zug, und sehen Sie bei der ersten Möglichkeit mal nach, was mit der Brücke los ist.«

Harding bestätigte und hängte auf. Er nahm eine Schirmlaterne mit roter Linse von einem Haken an der Wand, schüttelte sie, um zu sehen, ob genug Petroleum im Tank war, zündete den Docht an. Meechum blickte ihn fragend über seine Schachfiguren an.

»Sie stoppen den *Limited*?«

Harding nickte. »Albany meldet, ein Brückenpfeiler sei eingestürzt. Wir sollen uns erst mal den Schaden ansehen, bevor wir einen Zug überlassen.«

»Soll ich die Signallaterne für Sie anzünden?«

Ein hoher Pfiff drang von draußen durch den Wind zu ihnen. Harding horchte auf, versuchte, die Entfernung abzuschätzen. Ein weiterer Pfiff ertönte, diesmal etwas lauter.

»Keine Zeit. Ich stoppe ihn mit dieser . . .«

Plötzlich ging die Tür auf, und ein Fremder stand auf der Schwelle, blickte sich wieselartig um. Er war wie ein Jockey gewachsen, drahtig schlank und klein. Ein blonder Schnurrbart und ebenso blondes Haar schauten unter dem lässig getragenen Strohhut hervor. Äußerst gepflegte Kleidung: ein nach der letzten englischen Mode geschnittener Anzug mit Seidenfutter, ra-

siermesserscharf gebügelte Hosen, zweifarbige Schuhe aus Leder mit Wildlederbesatz. Was an ihm jedoch am meisten auffiel, war eine automatische Mauserpistole, die er in seiner schlanken, weiblich-weichen Hand hielt.

»Was, zum Teufel, soll denn das?« knurrte Meechum überrascht.

»Ein Raubüberfall, meine Herren«, sagte der Mann mit leicht spöttischem Lächeln. »Ich dachte, das wäre deutlich genug.«

»Sie sind wahnsinnig«, fuhr Harding ihn an. »Wir haben nichts, was Sie rauben können.«

»Ihr Bahnhof hat einen Safe«, sagte der Fremde und nickte zu der Stahlkiste hin, die auf einem Tisch in einer Ecke des Büorroams stand. »Und Safes enthalten wertvolle Dinge, beispielsweise Lohntüten.«

»Mister, die Beraubung einer Eisenbahngesellschaft ist ein Verbrechen auf Bundesebene. Außerdem ist Wacketshire eine rein landwirtschaftliche Siedlung. Hier gibt es keine Lohntransporte. Verdammt noch mal, wir haben ja noch nicht einmal eine Bank.«

»Ich bin nicht gewillt, mich über die Wirtschaftslage von Wacketshire zu unterhalten.« Er zog den Sicherungshebel der Mauser zurück. »Öffnen Sie den Safe.«

Der Pfiff heulte wieder auf, viel näher jetzt, und Harding wußte aus Erfahrung, daß der Zug nur noch eine Viertelmeile entfernt war. »Bitte sehr, wie Sie wollen, aber zuerst muß ich noch den *Limited* stoppen.«

Der Schuß ging los, und Meechums Schachbrett flog in Stücken durch den Raum, verteilte die Figuren auf dem Linoleumfußboden. »Keine blöden Reden mehr über das Stoppen von Zügen! Nun machen Sie schon.«

Harding starrte den Räuber mit schreckgeweiteten Augen an. »Sie verstehen mich nicht. Die Brücke könnte einstürzen!«

»Ich verstehe nur, daß Sie den Schlaumeier spielen wollen.«

»Ich schwöre bei Gott . . .«

»Er sagt die Wahrheit«, fiel Meechum ein. »Wir wurden eben telefonisch aus Albany wegen der Brücke gewarnt.«

»Bitte, hören Sie uns an!« flehte Harding. »Das Leben von hundert Menschen steht auf dem Spiel. Wollen Sie das auf dem Gewissen haben?« Er hielt inne, wurde totenbleich, als das



Scheinwerferlicht der sich nähernden Lokomotive durch das Fenster drang. Dem Pfiff nach konnte sie höchstens noch zweihundert Meter entfernt sein. »Um Gottes willen . . .«

Meechum riß Harding die Laterne aus der Hand und sprang auf die offene Tür zu. Ein weiterer Schuß knallte. Die Kugel drang in seine Hüfte, und er stürzte kurz vor der Schwelle zu Boden. Er rollte sich auf die Knie, schwang den Arm, wollte die Laterne auf die Schienen hinauswerfen. Der Mann mit dem Strohhut packte sein Handgelenk, hielt Meechum den Lauf der Pistole an die Schläfe und trat mit dem Fuß die Tür zu.

Dann wirbelte er zu Harding herum und zischte: »Öffnen Sie den verdammten Safe!«

Beim Anblick der Blutlache, die sich vor Meechum auf dem Boden ausbreitete, drehte sich Hardings Magen um, und dann tat er, was man ihm befohlen hatte. Er stellte die Kombination am Safe ein, blickte verzweifelt und hilflos dem vorbeidonnernenden Zug nach, sah, wie die Lichter der Pullmanwagen sich in den Bahnhofsfenstern spiegelten. Kaum eine Minute später verklang das Rattern des letzten Wagens auf den Schienen, und der Zug war fort, bewegte sich der Brücke zu.

Das Schloß sprang auf, und Harding drückte den Hebel auf, öffnete die schwere Tür und trat beiseite. Der Inhalt bestand aus einigen nicht abgeholten Paketen, alten Logbüchern, Tages- und Wochenberichten und einer Bargeldkasse. Der Räuber nahm die Kasse und zählte den Inhalt.

»Achtzehn Dollar und vierzehn Cents«, sagte er mit gleichgültiger Miene. »Nicht gerade viel, aber für ein paar Tage Essen dürfte es reichen.«

Er faltete die Scheine, steckte sie in seine Briefftasche, ließ die Münzen in seine Hosentasche gleiten. Dann warf er die leere Kasse lässig auf den Schreibtisch, trat über den am Boden liegenden Meechum und verschwand in der stürmischen Nacht.

Meechum stöhnte und wälzte sich herum. Harding kniete und hob ihm den Kopf hoch. »Der Zug . . . ?« lallte Meechum.

»Sie bluten ziemlich stark«, sagte Harding. Er zog ein rotes Halstuch aus seiner Gesäßtasche und drückte es auf die Wunde.

Meechum biß die Zähne zusammen und blickte Harding mit glasigen Augen an. »Rufen Sie am Ostufer an . . . Fragen Sie nach . . . ob der Zug in Sicherheit ist.«

Harding ließ den Kopf seines Freundes wieder auf den Boden sinken. Er griff nach dem Telefon, schob den Hebel zurück, öffnete die Sprechanlage. Er schrie in das Mundstück, bekam nur Schweigen zur Antwort. Er schloß die Augen, betete, versuchte es noch einmal. Die Verbindung zum anderen Flußufer war tot. Fieberhaft drehte er die Wählscheibe, stellte auf den Cummings-Wray-Sender ein und verlangte den Telefonisten in Albany. Er hörte nur Nebengeräusche.

»Ich komme nicht durch.« Er verspürte einen bitteren Geschmack im Mund. »Der Sturm hat die Verbindungen unterbrochen.«

Der Telegrafenschlüssel begann zu ticken. »Die Telegrafenslinien sind noch offen«, stammelte Meechum. »Das ist Standish mit seinem nächsten Schachzug.«

Mühsam und unter Schmerzen schleppte er sich bis zum Tisch, griff hinauf, unterbrach die eintreffende Meldung und tippte einen Notruf. Dann warteten die beiden Männer schweigend. Der Wind blies durch die Tür, ließ lose Papierfetzen auffliegen, fuhr ihnen durch das Haar.

»Ich werde Albany benachrichtigen«, sagte Meechum schließ-lich. »Gehen Sie zur Brücke.«

Wie im Traum sprang Harding auf den Bahndamm, rannte atemlos über die unebenen Gleisschwellen, fühlte Panik in sich aufsteigen. Bald geriet er ins Keuchen und hatte ein Gefühl, als wolle sein wild pochendes Herz ihm aus den Rippen springen. Er erreichte die Höhe des Hangs und eilte unter den Brückenträgern der Böschung am westlichen Ufer entlang der Mitte der Deauville-Hudson-Brücke zu. Er stolperte, schlug hin, stieß sich das Knie an einer Schienenschraube auf. Er erhob sich taumelnd und lief weiter. Am äußeren Rand der Mittelspanne blieb er stehen.

Sein Körper verkrampfte sich vor Übelkeit, und ein eisiger Schauer durchrann ihn. Wie betäubt stand Harding da und starrte ungläubig vor sich hin.

Wo die Mitte der Brücke gewesen war, klaffte gähnende Leere. Der ganze Streckenteil war in den kalten, grauen Fluten des Hudson fünfzig Meter tiefer versunken. Und mit ihm der Passagierzug und hundert Männer, Frauen und Kinder.

»Tot . . . alle tot!« schrie Harding in hilfloser Wut aus. »Und das alles wegen achtzehn Dollar und vierzehn Cents.«

**Erster Teil**

---

**ROUBAIX'  
WÜRGESCHNUR**



---

FEBRUAR 1989  
WASHINGTON D. C.

Der lässig im Fond eines Ford Sedan sitzende Mann fiel niemandem auf, als der Wagen langsam durch die Straßen von Washington fuhr. Die Fußgänger, die an den Verkehrsampeln der Kreuzungen an ihm vorübereilten, hätten ihn für einen Zeitungsverkäufer halten können, der von seinem Neffen zur Arbeit gefahren wurde. Niemand nahm auch nur die leiseste Notiz vom Kennzeichen des Weißen Hauses auf dem Nummernschild.

Alan Mercier war plump, fast kahlköpfig und hatte ein joviales Falstaffgesicht, hinter dem sich ein scharfsichtiger, analytischer Verstand verbarg. Er legte keinen Wert auf gute Kleidung, trug stets verbeulte und zerknitterte billige Konfektionsanzüge, in deren äußerer Brusttasche ein schlecht gefaltetes weißes Leinentaschentuch steckte. Das war ein Erkennungszeichen, das die Karikaturisten mit heller Begeisterung zu übertreiben pflegten.

Mercier war kein Zeitungsverkäufer. Erst vor kurzem zum Sicherheitsberater des neuen Präsidenten der Vereinigten Staaten ernannt, war er in der Öffentlichkeit noch nicht bekannt. Nur in akademischen Kreisen hatte er sich durch seine scharfsinnige Gabe, internationale Ereignisse vorauszusehen, einen gewissen Ruf aufgebaut. Zur Zeit, als der Präsident auf ihn aufmerksam wurde, war er der Direktor der Planungskommission für die Weltkrise gewesen.

Er setzte sich seine Drahtbrille auf die Knollennase, nahm eine Aktenmappe auf die Knie und öffnete sie. Die untere Klappe mit einem Displaygerät und einer Tastaturkonsole zwischen zwei Reihen farbiger Lichtknöpfe hing herab. Mercier tippte eine Zahlenkombination, wartete einen Augenblick, während das Signal durch Satelliten zu seinem Büro im Weißen Haus zurückgestrahlt wurde. Dort setzte sich ein von seinen Mitarbeitern pro-

grammierter Computer in Bewegung und begann, ihm seinen Arbeitsplan für den Tag zu übertragen.

Die nun eintreffenden Daten kamen im Code an, wurden in Tausendstelsekunden von dem mit Batterie betriebenen Mikroprozessor auf seinem Schoß elektronisch entschlüsselt, und dann erschien der Endtext in grüner Schrift auf dem Bildschirm.

Zuerst kam die Korrespondenz, gefolgt von einer Reihe von Memoranden seiner Mitarbeiter. Dann kamen die Tagesberichte verschiedener Regierungsstellen, der vereinigten Generalstäbe und des Direktors der CIA. Er nahm sie rasch in sein Gedächtnis auf, bevor er sie wieder von der Mikroprozessoreinheit löschte.

Alle, außer zwei.

Bei ihnen verweilte er noch, als sein Wagen durch die westliche Einfahrt zum Weißen Haus einbog. In seinen Augen spiegelte sich bestürztes Erstaunen. Dann seufzte er, drückte auf den Ausschaltknopf und schloß die Mappe wieder.

Kaum war er in seinem Büro und hinter seinem Schreibtisch, da wählte er eine Privatnummer beim Departement für Energie. Eine Männerstimme antwortete beim ersten Klingelzeichen.

»Büro Dr. Klein.«

»Hier spricht Alan Mercier. Ist Ron da?«

Eine kurze Pause, und dann ließ sich die Stimme Dr. Ronald Kleins, des Departementsdirektors, vernehmen.

»Guten Morgen, Alan. Was kann ich für Sie tun?«

»Kann ich Sie heute für ein paar Minuten sprechen?«

»Mein Zeitplan ist ziemlich ausgelastet . . .«

»Es ist wichtig, Ron. Sagen Sie mir, wann.«

Klein war es nicht gewohnt, gedrängt zu werden, aber der Ton in Merciers Stimme machte deutlich, daß der Sicherheitsberater sich nicht abweisen lassen würde. Klein legte die Hand auf die Sprechmuschel und beriet sich mit seinem Mitarbeiter.

»Wie wäre es zwischen halb drei und drei?«

»In Ordnung«, antwortete Mercier. »Ich habe eine Verabredung zum Lunch und komme auf dem Rückweg zu Ihnen.«

»Sie sagten, es sei wichtig?«

»Ich kann es auch anders ausdrücken«, erwiderte Mercier und hielt einen Augenblick inne, um seinen Worten die volle Wirkung zu geben. »Nachdem ich dem Präsidenten den Tag verdorben habe, werde ich auch den Ihren durcheinanderbringen.«

Der Präsident lehnte sich von seinem Schreibtisch im ovalen Zimmer des Weißen Hauses zurück und schloß die Augen. Auf diese Weise gestattete er seinen Gedanken, sich für ein oder zwei Minuten von den Dringlichkeiten des Tages abzuwenden. Für einen Mann, der erst vor wenigen Wochen das höchste Amt der Nation angetreten hatte, sah er übermäßig abgespant und müde aus. Die Wahlkampagne war lang und anstrengend gewesen, und er hatte sich noch nicht davon erholt.

Er war klein von Gestalt, und sein etwas schütteres braunes Haar zeigte weiße Strähnen. Sein gewöhnlich von Lachfalten durchzogenes joviales Gesicht wirkte jetzt aufgesetzt und feierlich. Er öffnete wieder die Augen, als ein plötzlicher Winterregen gegen die großen Fenster schlug. Draußen auf der Pennsylvania Avenue verlangsamte sich der Verkehr zum Schnecken tempo, als der Straßenbelag vereiste. Der Präsident sehnte sich nach dem warmen Klima seines heimatlichen New Mexico zurück. Wie schön wäre es, jetzt einen Campingsausflug in die Sangre de Cristo-Berge bei Santa Fé zu machen.

Dieser Mann hatte sich nie erträumt, einmal Präsident zu sein. Er war nicht von blindem Ehrgeiz besessen, hatte zwanzig Jahre lang gewissenhaft im Senat gedient, und seine bisherigen Leistungen hatten kaum dazu beigetragen, ihm in der Öffentlichkeit einen Namen zu verschaffen.

Der Kongreß seiner Partei hatte ihn zum Präsidentschaftskandidaten ernannt, weil man sich auf keinen anderen Namen einigen konnte; und er war dann mit überwältigender Mehrheit gewählt worden, nachdem ein Zeitungsreporter eine Reihe dunkler finanzieller Machenschaften aus der Vergangenheit seines Gegners ausgegraben hatte.

»Herr Präsident?«

Er blickte aus seinen Träumereien auf und wandte sich dem Sekretär zu.

»Ja?«

»Mr. Mercier ist hier, um Ihnen über die Sicherheitslage zu berichten.«

»Gut, schicken Sie ihn herein.«

Mercier trat ein und setzte sich an die andere Seite des Schreibtischs. Er schob dem Präsidenten ein schweres Aktenbündel zu.



Clive Cussler

## **Um Haaresbreite**

Roman

Einbandart nicht bekannt, Broschur, 400 Seiten, 11,5 x 18,3 cm

ISBN: 978-3-442-55360-0

Portobello

Erscheinungstermin: März 2004

1914 waren Beauftragte der amerikanischen und britischen Regierung mit hoch brisanten Dokumenten unterwegs, als sie tragisch verunglückten. Nun ruhen die beiden einzigen Ausfertigungen eines Geheimabkommens, das die Weltkarte für immer verändern könnte, auf dem Grund zweier großer Flüsse. Für den heiklen Auftrag der Bergung kommt nur einer in Frage: Geheimagent Dirk Pitt von der Meeresbehörde NUMA ...



**Der Titel im Katalog**